

Benedikt, ein Papst in deutschem Namen

von Alan Posener

Wie so mancher Angehöriger seiner Generation hat auch Joseph Ratzinger, Jahrgang 1927, beim Blick auf die Gräueltaten des Nationalsozialismus ein selektives Gedächtnis.

Man kommt ja doch nicht umhin, die berühmte Bild-Schlagzeile zu zitieren, also bringen wir's hinter uns: „Wir sind Papst!“ So jubelte Deutschlands Leitmedium – der Chefredakteur ist bekennender Katholik – am Tag nach der Wahl Joseph Ratzingers zum Bischof von Rom. Aber wie deutsch ist Benedikt XVI.?

Joseph Alois Ratzinger selbst scheint zu glauben, sein Deutschsein sei etwas, das er nach Belieben an- oder ablegen könne. Nur so ist zu erklären, dass er als Papst bei seinem Antrittsbesuch in der Heimat seines Vorgängers sagte, er komme nach Polen „vor allem als Katholik, nicht als Deutscher“. Als könnten die Polen je vergessen, woher der ehemalige Hitlerjunge kam. Als dürfte es der ehemalige Hitlerjunge je vergessen.

Freilich ist der Wunsch, diese als Kainsmal empfundene Identität los zu werden, aufzugehen in ein größeres Kollektiv, etwas sehr Deutsches. Nirgendwo ist sie ausgeprägter als bei Ratzingers Altersgenossen, die man euphemistisch nicht „Hitlerjugendgeneration“, sondern „Flakhelfergeneration“ nennt. Die Bezeichnung soll an alliierte Flächenbombardements erinnern und die flächendeckende Indoktrination vergessen machen.

Wie so mancher Angehöriger seiner Generation – man denke an Günter Grass – hat auch Joseph Ratzinger ein selektives Gedächtnis, wenn es um diese Jahre geht. Zwar mag man es als Witz abtun, wenn Benedikts Sprecher Federico Lombardi noch im Mai 2009 beteuert, der Papst sei „nie, nie, nie“ in der HJ gewesen, obwohl Ratzinger das in seiner Autobiografie erwähnt hat: Wie alle Zöglinge des Traunsteiner Priesterseminars war er mit 14 zwangsweise in die NS-Jugendorganisation aufgenommen worden.

Weniger witzig ist es, wenn Ratzinger in dieser Autobiografie eine Legende um seine Familie und seine oberbayerische Heimat strickt: wenn er behauptet, sein Vater, der Landgendarm, sei wegen seiner Gegnerschaft zu örtlichen Nazis versetzt worden, obwohl sich in dessen Personalakte keine Spur eines solchen Vorgangs findet; wenn er die Mitgliedschaft seiner Mutter in der NS-Frauenschaft verschweigt; wenn er überhaupt das idyllische Bild eines wegen seiner katholischen Frömmigkeit gegen den Nazi-Ungeist immunen Völkchens zeichnet. Dass er dabei seinen Großonkel Georg Ratzinger verschweigt, einen Priester, Publizisten und nach eigener Bekundung „sozial-klerikalen Reichsfeind“, der die Juden als „Läusekrankheit unserer Zeit“ bezeichnete, mag man als, nun ja, Chuzpe durchgehen lassen. Wenn Ratzinger aber im Gespräch mit einem italienischen Journalisten meint, die „giftigen Keime des Nationalsozialismus“ seien „nicht die Frucht des österreichischen und süddeutschen Katholizismus, sondern allenfalls der dekadenten kosmopolitischen Atmosphäre Wiens am Ende der Monarchie“, so ist da Unheimlicheres im Spiel.

Galten doch die Signalworte „dekadent“ und „kosmopolitisch“ seit jeher allen Reaktionären als Synonyme für „verjudet“. Auf diese Weise anzudeuten, die späteren Opfer des Nationalsozialismus seien irgendwie für dessen Entstehung verantwortlich – das ist unerträglich.

Und was Ratzingers Heimat betrifft: Der vier Jahre jüngere Thomas Bernhard, der aus dem „dekadenten und kosmopolitischen“ Wien kommend in den dreißiger Jahren in Traunstein aufs Gymnasium ging, empfand die „oberbayerische Idylle“ als „katholisch und erzkatholisch, nazistisch und ernazistisch“.

Benedikt aber ist nicht nur darin typisch für Deutsche seiner Generation, dass er ein Bild Deutschlands vor der Machtübergabe an Hitler zeichnet, in dem der Nationalsozialismus als etwas Fremdes, im Wortsinne Äußerliches erscheint. Diese Machtübergabe selbst, an der die katholische Zentrumspartei nicht unwesentlich beteiligt war und der sich im Reichstag nur die SPD widersetzte, erscheint in seiner Darstellung als eine Art Überfall. Ausgerechnet in Auschwitz, ausgerechnet in der Rede, mit der er die Scharade aufgab, „vor allem als Katholik, nicht als Deutscher“ unterwegs zu sein, zeigte Benedikt, wie wenig er in der Lage ist, deutsche Schuld und Verantwortung zu akzeptieren. Er komme, sagte Benedikt, „als Sohn des Volkes, über das eine Schar von Verbrechern mit lügnerischen Versprechungen, mit der Verheißung der Größe, des Wiedererstehens der Ehre der Nation und ihrer Bedeutung, mit der Verheißung des Wohlergehens und auch mit Terror und Einschüchterung Macht gewonnen hatte, sodass unser Volk zum Instrument ihrer Wut des Zerstörens und des Herrschens gebraucht und missbraucht werden konnte.“

Dass diese „Schar von Verbrechern“ eine Massenpartei anführte und von Anfang an klarmachte, dass Ehre, Größe und Wohlstand der Nation vor allem von der „Lösung der Judenfrage“ abhingen; ja, dass der radikale Antisemitismus einen Teil der Faszination der NSDAP für die Deutschen ausmachte – das verschwieg Benedikt ausgerech-

net am Ort der Endlösung; ausgerechnet dort sprach er von den Deutschen als einem belogenen, betrogenen, terrorisierten, eingeschüchtern und missbrauchten Volk, als wären sie die eigentlichen Opfer der Nazis gewesen. Man wird unweigerlich an die Worte erinnert, mit denen sich die Täter selbst reinzuwaschen versuchten. Hans Fritzsche etwa, Ministerialdirektor im NS-Propagandaministerium, Chefkommentator des Rundfunks und Leiter der Abteilung Presse, klagte 1947 vor Gericht: „Ich bin von Verbrechern vom Schlage eines Hitler oder Goebbels getäuscht worden. Ich bin geistig genauso missbraucht worden wie viele andere körperlich.“

Wie viele Deutsche seiner Generation hat Ratzinger bei aller abstrakten Einsicht in die deutsche Schuld es nie wirklich vermocht, wohl auch nicht versucht, den Nationalsozialismus aus dem Blickwinkel der Opfer zu sehen. Nur so ist zu erklären, dass er unbeirrt an der Seligsprechung des unseligen Papstes Pius XII. festhält, dessen Antijudaismus, Sympathie für autoritäre und faschistische Regime und Feigheit gegenüber Nazideutschland gut dokumentiert sind. Seine Haltung gegenüber jüdischer Kritik an diesem Vorgehen kann mit den Worten umschrieben werden, die er 1980 fand, als jüdische Organisationen Kritik an antijüdischen Passagen der Oberammergauer Passionsspiele äußerten: „Antisemitismus kann man auch herbeireden; deshalb möchte ich alle, insbesondere auch unsere jüdischen Freunde, bitten, mit dem Vorwurf des Antisemitismus aufzuhören.“ Wenn ihr nicht aufhört, den katholischen Antisemitismus zu kritisieren, können wir auch anders!

Deshalb war es auch nicht verwunderlich, dass Benedikt sich um die Rücknahme der Exkommunikation der Bischöfe der Piusbruderschaft bemüht. Dass sich unter ihnen auch ein offener Holocaust-Leugner befand, wurde vom Vatikan als Ergebnis einer Informationspanne hingestellt; jedoch ist Joseph Ratzinger ausgesprochen gut über die ideologischen Positionen der Piusbrüder informiert, da er bereits als Chef der Kongregation für die Glaubenslehre mit der Causa intensiv beschäftigt war. Er weiß sehr wohl, dass die Piusbrüder jenen alten katholischen Antijudaismus pflegen, der bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil in der Kirche vorherrschend war und dessen Beitrag zum Rassenantisemitismus unbestritten ist – und doch, wie wir gesehen haben, von Benedikt bestritten wird. Außerhalb des Vatikans mag man sich fragen, wie ausgerechnet ein deutscher Papst daran denken kann, Abtrünnige in den Schoß der Kirche zurückzuholen, die sich offen zu der Ansicht bekennen, die Juden seien „Gottsmörder“. Aber dieser Papst hat ein schrecklich gutes Gewissen.

Während seiner viereinhalb Jahre als Erzbischof von München und Freising schaffte es Ratzinger kein einziges Mal, die Gedenkstätte auf dem Gelände des früheren KZ Dachau zu besuchen, die keine halbe Automobilstunde von der erzbischöflichen Residenz entfernt liegt. Als er jedoch im Auftrag Johannes Pauls II. an den Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag der alliierten Landung in der Normandie teilnahm, ließ sich Ratzinger umgehend die halbe Automobilstunde von Omaha Beach zum deutschen Soldatenfriedhof La Cambe chauffieren. „In dieser Stunde verbeugen wir uns in Ehrfurcht vor den Toten des Zweiten Weltkriegs; wir gedenken der vielen jungen Menschen aus unserer Heimat, deren Zukunft und Hoffnung in den blutigen Schlachten des Krieges zerstört wurden“, sagte der Kardinal. Sein Besuch war offenkundig als Demonstration gegen den damaligen Bundeskanzler Gerhard Schröder gedacht. Der war von den Alliierten zu den Feierlichkeiten eingeladen worden, hatte aber einen Besuch in La Cambe abgelehnt, weshalb der Sozialdemokrat vom CSU-Politiker Peter Ramsauer als „Antipatriot“ beschimpft wurde.

Jedoch fehlte es Schröder nicht an Patriotismus; eher fehlte es Ratzinger an Feingefühl. Denn unter den zehntausend in La Cambe begrabenen Soldaten befinden sich mehrere Hundert Angehörige der berüchtigten Waffen-SS-Panzerdivision „Das Reich“, so zum Beispiel SS-Sturmabführer Adolf Diekmann, der in Oradour-sur-Glane das Massaker fast der gesamten Dorfbevölkerung, darunter 207 Kinder und 254 Frauen, befiehlt hatte. Vor solchen Gräbern also sagte Ratzinger: „Es muss uns als Deutsche schmerzlich berühren, dass ihr Idealismus und ihr Gehorsam von einem ungerechten Regime missbraucht wurden. Aber das entehrt diese jungen Menschen nicht ...“ Da haben wir sie wieder, die rhetorische Figur von den missbrauchten Idealisten. Sicher, die gab es auch; wer aber vor den Gräbern von Verbrechern nicht auch von Verbrechen reden will, sollte lieber schweigen.

Ratzinger aber hat nicht nur in La Cambe davon gesprochen, dass die dort begrabenen Soldaten „ganz einfach ihre Pflicht zu tun versucht“ hätten; tags zuvor hatte er beim offiziellen Gedenkgottesdienst in der Kathedrale von Caen behauptet, „auch die von einem Verbrecher geleitete Regierung“ Nazideutschlands habe nach kirchlicher Lehre „den Rechtsgehorsam des Bürgers und die Achtung vor der Autorität des Staates einfordern“ dürfen. Dass diese nachträgliche Legitimierung des millionenfachen Mitmachens ausgerechnet in einem Gottesdienst zu Ehren der Männer vorgetragen wurde, die ihr Leben gaben, um Europa von der deutschen Tyrannei zu befreien, verschlägt einem schier den Atem.

Und natürlich liegt hier – in der unkritischen Akzeptanz der „Autorität des Staates“ unabhängig von der Verfassung des Staates – der benediktinische Hund begraben. Während Ratzinger ungerührt in Bezug auf den Nationalsozialismus von Ehre und Größe der Nation, Idealismus, Pflichtbewusstsein und Rechtsgehorsam der Bürger redet, kritisiert er den pluralistischen, demokratischen Staat als „Diktatur des Relativismus, die nichts als definitiv anerkennt und als letztes Maß nur das Ich und seine Bedürfnisse lässt.“

Der in diesen Zeilen implizit aufscheinende Wunsch nach einem Staat der Diktatur der Wahrheit, der das Relative, Kontingente, Offene, Unabgeschlossene und Ungefähre ebenso wenig gelten lässt wie „das Ich und seine Bedürfnisse“, bei dem also nicht der einzelne Bürger, sondern die Staatsräson im Mittelpunkt steht, erinnert fatal an den

politischen Lehrer dieser Generation, Carl Schmitt, und seine Kritik der Demokratie: „Aus immer neuen Gelegenheiten entsteht eine immer neue, aber immer nur occasionelle Welt, eine Welt ohne Substanz und ohne funktionelle Bindung, ohne feste Führung, ohne Konklusion und Definition, ohne Entscheidung, ohne letztes Gericht, unendlich weitergehend, geführt nur von der magischen Hand des Zufalls ...“ („Politische Romantik“, 1919)

In seinem autoritären Denken ebenso wie in seiner Unfähigkeit, Schuld zu benennen und Verantwortung zu übernehmen, ist Benedikt geradezu prototypisch für eine deutsche Geisteshaltung, mit der erst die Rebellion von 1968 aufräumte. Es ist bezeichnend, dass Joseph Ratzinger der Konfrontation mit den 68ern an der Universität Tübingen auswich, sich geradezu fluchtartig nach Regensburg verzog, wo er seine Weltsicht ungestört von jeder Konfrontation mit der Wirklichkeit und den Befindlichkeiten eines sich modernisierenden Landes pflegen konnte.

Dass Benedikt XVI. ein Deutscher von vorgestern ist, auf eine Weise deutsch, wie es nicht mehr allzu viele Deutsche sind, ist eine Sache. Dass er hierzulande – und eben nicht nur vom Boulevard, sondern von einem modischen Salon-Katholizismus und einem an der Demokratie irre gewordenen Feuilleton – immer noch als geistige und moralische Größe gehandelt wird, ist eine andere, die zu denken gibt.